

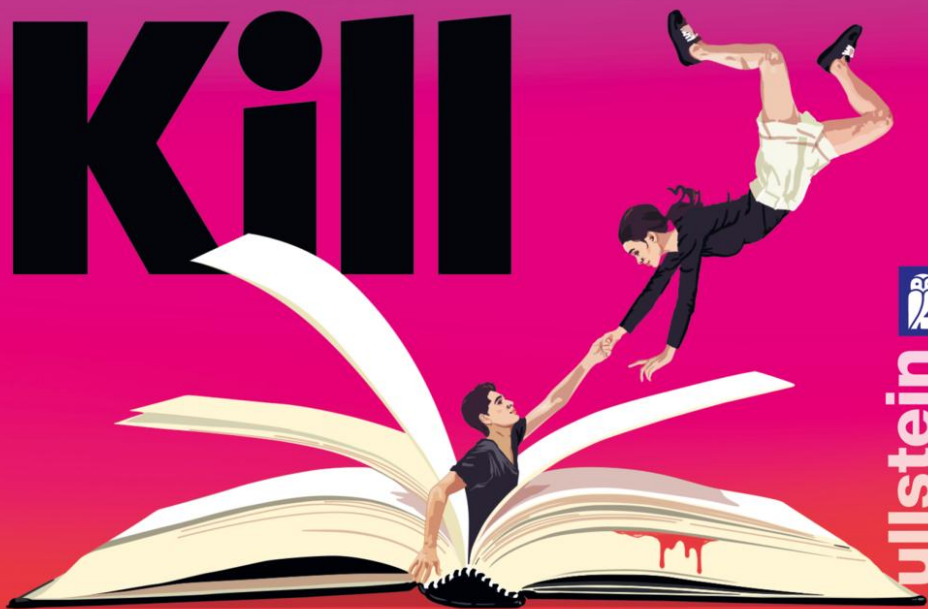
# If **Kate Eberle**

Sie dachte,  
sie bekommt eine  
Romance.

Doch sie landet  
in einem  
Thriller.

# Books Could

# Kill




**ullstein**  
BB  
2





**If** Kate Eberle  
**Books**  
**Could**  
**Kill**



Sie dachte, sie bekommt eine Romance. Doch sie landet in einem Thriller.

Aus dem Englischen  
von Katharina Naumann

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

Deutsche Erstausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Mai 2026

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH,  
Friedrichstr. 126, 10117 Berlin 2026

© 2026 by Katherine Eberle

Die englische Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel *If Books Could Kill* bei Penguin Books, an imprint of Penguin Random House LLC 1745 Broadway, New York, NY 10019, [penguinrandomhouse.com](http://penguinrandomhouse.com)

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von §44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an [produktsicherheit@ullstein.de](mailto:produktsicherheit@ullstein.de)

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München, nach einer Vorlage von Penguin Randomhouse UK

Titelabbildung: © Susanna Gentili/[agoodson.com](http://agoodson.com)

Gesetzt aus der Quadraat powered by pepyrus

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-548-07373-6

Für alle, die Angst haben und es dann trotzdem tun.

In liebendem Andenken an Mary Elizabeth Eberle, die tollste  
Mom-Mom, die es je gab.



# Kapitel 1



Mason, auch bekannt als der attraktivste Mann, den ich außerhalb von Rasierwasserwerbetafeln je gesehen habe, blickt mich direkt an. Seine vollen Lippen neigen sich an den Winkeln etwas nach oben, sodass sich Grübchen bilden, und er senkt kaum wahrnehmbar den Kopf. Dann stürzt er sich auf meine Handtasche.

»NEIN!«, schreie ich, reiße meinen Körper zur Seite und einen Arm hoch, um ihn abzublocken. Mason versucht, mich in den Schwitzkasten zu nehmen, aber ich ducke mich weg und zwingen ihn zu Boden, indem ich ihm einen Arm auf den Rücken drehe. Blitzschnell reißt er sich los, dann ist er wieder auf den Füßen und will sich meine türkisfarbene Leder-Crossbody-Bag schnappen. Aber ich bin bereit und zwingen ihn zu einem harten Tauzieh-Match. Und dann, als er es am wenigsten erwartet, ändere ich abrupt die Strategie – ich stoße, statt daran zu reißen, und ziehe ihm die Tasche über den Schädel. Da beginnt plötzlich Beyoncé zu singen.

»Oh Mist, warte mal«, sage ich außer Atem. Ich fische in der Tasche nach meinem Handy und stelle den BUCHCLUB IN FÜNF MINUTEN-Wecker stumm. »Ich muss leider los.«

»Gute Arbeit, Mitchell«, sagt Mason und klatscht sich mit mir ab. Meine nackten Füße schmatzen leise bei jedem Schritt auf den blauen Matten, mit denen die Halle ausgelegt ist. Uri lehnt gegen den Rahmen der Tür. Er pfeift anerkennend und schüttelt seinen Glatzkopf.

»Du weißt schon«, sagt er mit seiner sandpapierrauen Stimme,

»dass ich dich dafür bezahlen würde, deine ganze Zeit hier zu verbringen, wenn du einfach die Trainerlizenz machen würdest?«

Ich tätschele ihm im Vorbeigehen kurz die Schulter. »Ja, aber wer würde dann deinen Kindern das College finanzieren?«

In der leeren Umkleide kämpfe ich mich gerade in die Ärmel meines Pullis, als meine stets superpünktliche beste Freundin anruft.

»Bitte sei nicht sauer«, sagt Steph, als ich rangehe. »Ich dachte, ich würde es heute zum Buchclub schaffen, aber jetzt habe ich einen geplatzen Blinddarm. Na ja, ich natürlich nicht. Ein Kind hat einen geplatzen Blinddarm, und ich muss ihn rausholen. Jedenfalls habe ich nur noch zehn Minuten, aber ich muss *wirklich* über dieses Buch reden, bevor ich mich darum kümmere.«

Ich seufze theatralisch ins Handy und durchwühle die Sporttasche nach meiner Hose. Uris gedämpfte Stimme unterbricht das Gedudel der Neunzigerjahremusik aus den Lautsprechern, um anzukündigen, dass die Sporthalle jetzt schließt.

»Mist«, sagt Steph. »Stör ich dich bei irgendwas?«

»Nein, nein, schon gut«, sage ich und kämpfe mich aus meinen limettengrünen Sportleggings, wobei ich im Eifer des Gefechts meine Wasserflasche umstoße. »Ich bin nur etwas länger beim Sport geblieben. Und solange du das Wort *geplatzter Blinddarm* nie wieder in meiner Gegenwart erwähnst, könnte ich dich niemals hassen.«

Das ist typisch für uns. Wir können so viele Telefonate und Face-Time-Anrufe verabreden, wie wir wollen – Steph muss sich immer den Launen der Kinderchirurgie beugen, und ich werde immer chaotisch und leicht zerzaust von einem Ort zum nächsten hasten. Abgesehen von besonderen Anlässen und den sommerlichen Treffen im Häuschen von Stephs Familie muss unsere Freundschaft mit einer schnellen Textnachricht hier und einem zehnminütigen Telefongespräch dort auskommen.

»Also«, sage ich und klemme mein Handy zwischen Schulter und Ohr, um mir die Jeans hochzuziehen. »Wie fandest du das Buch denn?«

Das sehnsüchtige Seufzen am anderen Ende der Verbindung sagt

mir, dass ich voll ins Schwarze getroffen habe. *Brennende Liebe* – ebenso wie jeder andere Roman von Anna Matthews – hat diese Wirkung.

»Mein menschliches, vernunftbegabtes Hirn weiß, dass ich nicht mal im Ansatz bereit für eine neue Beziehung bin«, sagt Steph. »Aber mein Reptilienhirn würde dieses Bewusstsein sofort für einen heißen, sensiblen Feuerwehrmann wie Elijah Green in den Wind schießen.«

»Ja, oder?« Natürlich ist genau das der Reiz an der ganzen Sache und der Grund, dass ich Steph vorgeschlagen habe, nach ihrer Trennung diesem Buchclub beizutreten. Man kann nämlich nicht alles in den Wind schießen für einen Mann, den es nur auf dem Papier gibt. Liebesromanhelden bleiben, wo sie hingehören, zwischen den Deckeln eines Buches, und lassen das Herz strahlen, auch wenn das Leben gerade eine beziehungsfreie Zone ist. Man kann seufzen und schwärmen, aber das echte Leben bleibt absolut unberührt, wenn es wieder vorbei ist.

Und was romantischen Eskapismus angeht, so versteht sich niemand besser darauf als Anna Matthews. Ihre Liebesgeschichten sind modern, aber zeitlos – weniger »Noch wach?«-Textnachrichten, mehr handgeschriebene Briefe. Und von denen bekommt man nun mal dieselben Schmetterlinge im Bauch, ob sie jetzt in den Neunzigern oder gestern geschrieben wurden. Das Einzige, was mich stört, ist, dass sie leider nicht gestern geschrieben wurden; Anna hat seit drei Jahren kein neues Buch mehr auf den Markt gebracht, und ich habe inzwischen all meine Exemplare total zerlesen.

Uri macht jetzt eine zweite Durchsage durch die Lautsprecheranlage, dann, ungefähr eine Sekunde später, eine dritte. »Du bist gemeint, Roxie«, tönt es aus dem Lautsprecher.

Ich verdrehe die Augen und schreie in Richtung Tür, dass ich gleich weg bin. Amüsiert reiße ich meinen Mantel und die Tasche von der Bank und schlurfe mit offenen Schnürsenkeln an meinen Winterstiefeln hinaus. Ich bin schon an der Tür, als ich merke, dass ich die Schlüssel in meinem Spind habe liegen lassen. »Wie findest du diese Liebeserklärung?«, frage ich Steph. »Dein Feuer ist das einzige, gegen das ich völlig machtlos bin.« Welcher Mann würde jemals so etwas sagen?«

»Irgendwer irgendwann, hoffentlich«, seufzt sie. So ist das nämlich mit Steph. Während ich damit zufrieden bin, eine buchstäblich hoffnungslose Romantikerin zu sein, ist sie eine unerschütterliche Optimistin, was die Liebe im wahren Leben angeht.

Steph redet weiter über das Buch, und ich verlasse die Umkleide und winke dem Sexgott am Empfangstresen zu.

»Bis Montag«, sagt er.

»Nacht, Mason.«

Sofort bereue ich es, seinen Namen ausgesprochen zu haben.

Wie erwartet keucht Steph am anderen Ende der Verbindung auf.  
»Hot Mason? Ich sag's dir, der liebt dich.«

Er liebt mich natürlich nicht. Er hat einmal direkt in meine Richtung geschaut, als ich einen Frontalangriff abgewehrt habe, und dieser Blick ist fotografiert und auf der Combat Zone-Instagram-Seite gepostet worden.

*Den Look of Love*, nannte Steph Masons Gesichtsausdruck.

*Den Look der Verteidigung gegen einen Tritt in die Eier*, verbesserte ich sie.

Trotzdem nennt sie ihn seitdem Hot Mason und behauptet steif und fest, wir seien Seelenverwandte. »Geh sofort zurück und frag ihn, ob er mit dir ausgeht!«

Sie ist so laut in meinem Ohr, dass es absolut im Bereich des Möglichen ist, dass Mason selbst sie noch vom anderen Ende der Empfangshalle aus hören kann. Ich mache »Pssst« und winke Uri entschuldigend zu, der demonstrativ mit dem Fuß tappt, um zu zeigen, wie lange er schon darauf wartet, das Gym abzuschließen. Trotzdem verabschiedet er sich mit einem Fist Bump von mir.

»Ich gehe nicht mit Leuten ins Bett, die ich aus dem echten Leben kenne!«, protestiere ich, sobald sich die Tür hinter mir geschlossen hat, und zucke dann zusammen, weil der eiskalte Wind auf meinen nackten Hals trifft. Drei Jahreszeiten lang liebe ich es, in Boston zu wohnen. Jetzt befinden wir uns in der vierten, und dann wünsche ich mir immer, dass ein Auto um die Ecke biegt und mich in ein dreimonatiges Koma versetzt.

»Ich sage ja gar nicht, dass du mit ihm ins Bett gehen sollst«, sagt Steph in diesem entspannten Tonfall, den nur diejenigen so lässig hinkommen, die aus San Diego anrufen, wo es gemütliche 21 Grad hat. »Ich sage nur, dass du dich Hals über Kopf verlieben, ein Haus kaufen und zweieinhalb Kinder haben sollst.«

Ich tue so, als müsste ich mich ins Handy übergeben, weil ich jetzt zwar dreißig bin, aber mein inneres Kind maximal sieben ist.

»Na gut«, schnaubt Steph. »Dann eben Pärchentattoos und einen Leguan als Haustier.«

»Danke.« Aber immer noch nein. »Also, *Burning Love*. Fünf Sterne?«

»Vielleicht vier dreiviertel«, sagt Steph. »Sie hat ein paar Lieblingswörter, die sie wirklich übertrieben häufig benutzt. Aber davon abgesehen: das Ende. Ich weiß, dass Sophie Elijahs Aufmerksamkeit brauchte, um ihm endlich zu gestehen, wie sie sich fühlte, aber absichtlich einen Brand in der Küche zu legen, finde ich doch ein bisschen krass. Oder? Sie hätte auch auf sich aufmerksam machen können, ohne die steuerlich finanzierten Rettungsdienste in Anspruch zu nehmen.«

»Ach, Brand-Schmand. Fiktionale Probleme brauchen eben mutige fiktionale Lösungen«, sage ich grinsend und winde mich in meinen Mantel. Auf der Flucht vor dem eisigen Wind biege ich um eine Ecke und stelle mich in einem überdachten Hauseingang unter, wo bereits ein bärtiger Mann mit nicht nur einem, sondern zwei Filzhüten steht – einen trägt er auf dem Kopf, den anderen hält er in der Hand, um Kleingeld damit zu sammeln. Irgendetwas an ihm ist merkwürdig. Er schnieft ständig und tritt von einem Fuß auf den anderen, ansonsten ist aber alles an ihm völlig ... regungslos; sein langer, grauer Bart, sein schwarzer Umhang, selbst die Dollarscheine in seinem Hut – nichts bewegt sich im Wind. Vor ihm steht ein dünnes Pappschild mit der Aufschrift *Wünsch dir was*, und auch das bewegt sich nicht. Es ist fast, als hätten seine Habseligkeiten beschlossen, dass er eine von diesen lebenden Statuen ist; nur er selbst hat das noch nicht mitbekommen.

»Ich glaube, du hast recht. Das ganze Drama funktioniert in einem Buch«, gibt Steph zu. Ich mache den Reißverschluss meines Mantels zu.

»Außerdem weiß man ja, dass es mit einem Happy End endet und nicht mit einer Anzeige wegen Brandstiftung.«

»Genau. In einem Liebesroman wird alles immer wieder gut. Die Männer sind alle gut und freundlich und sexy und bereit, bei einer kleineren Straftat die Augen zuzudrücken.«

Ich lehne mich gegen die Mauer, um meine Schnürsenkel zuzubinden, und ein brüskes Räuspern macht mir klar, dass ich mich auf dem Territorium des Hutmannes befinde. Ich hebe den Kopf und treffe seinen grimmigen Blick. Und in diesem Moment trifft mich der Blitz.

Jedenfalls im übertragenen Sinne. Der Mann sieht mich mit den unwirklichsten Augen an, die ich je gesehen habe, beinahe elektrisch wirken sie. Die Iriden umgibt ein silbriger Ring, ansonsten sind sie von dem Neonblau eines blendenden, wenn auch leicht verschleierten Himmels. Aber das ist nicht alles. Um die dunklen Pupillen herum bewegt sich etwas, fast, als wirbelte die Farbe durcheinander. Es kommt mir vor, als schaute ich von oben direkt in einen Wirbelsturm.

Seltsam.

»Amen«, sagt Steph und seufzt dramatisch, sodass ich mich vom Anblick dieser Augen losreiße. »Ich hätte nichts dagegen, wenn ein paar Helden aus den Anna-Matthews-Büchern in unsere Welt fallen würden.«

»Vergiss es, das muss andersrum sein«, sage ich und spüre, wie mir der eiskalte Wind ins Gesicht schlägt. »Ich wünschte, ich könnte die nächste Heldin in einem ihrer Romane sein. Dann würde ich den Mann und die schicke Wohnung und den tollen Job bekommen. Und das vielleicht in einer Stadt, deren Klima nicht dafür sorgt, dass ich lang vor meinem natürlichen Ableben schockgefrostet werde.« Ich nehme einen neuen Anlauf, meine Schnürsenkel zu binden, und kippe dabei nach vorn direkt in den Hutmann hinein. Er räuspert sich erneut. Geistesabwesend wühle ich in meiner Manteltasche nach einem Dollar und werfe ihn in seinen Hut, um mich zu entschuldigen. Sein finsterer Blick weicht einem listigen Grinsen.

»Dein Wunsch ist mein Geschenk«, sagt er und greift in seine Ta-

sche. Er holt eine Handvoll Glitzer heraus und wirft ihn schwingvoll über mich.

Die Glitzerpartikelchen fallen enttäuschend schnell auf den Bürgersteig vor meine Füße, und wir schauen beide etwas ratlos auf das Häufchen.

»Okay«, sage ich und gehe um das traurige Glitzerpfützchen herum.  
»Dann ... danke?«

»Wer war das?«, fragt Steph, und es klingt plötzlich sehr interessiert.  
»War das Mason? Hat er dir endlich einen Antrag gemacht?«

»Nein«, sage ich und gehe zügig die Straße entlang. »Nur einer von meinen zahlreichen anderen Verehrern.«

»Dann sag ihm, er soll sich hintenanstellen. Und sag Mason, dass du Zeit hast für ein Abendessen mit ihm.«

»Okay. Warte mal.« Ich halte das Handy von mir weg und zähle bis drei. »Dieser Typ sagt, wir könnten im Frühling heiraten. Ich weiß nicht, ich glaube, er ist der Richtige.«

»Buuuuuh. Ich bin Team Mason.«

»Sorry, zu spät. Wir sind jetzt verheiratet.«

»Ach, hör doch auf«, lacht sie.

»Was? Ich kann dich nicht hören. Wir kaufen gerade eine Eigentumswohnung in Cedar Rapids. Jedenfalls muss ich jetzt los. Ich bin schwanger. Reden wir später noch mal?«

»Ich hasse dich.« Ich höre, dass sie dabei lächelt.

»Ich hab dich auch lieb.«

Mit vor Kälte brennenden Wangen renne ich in die U-Bahn-Station und stelle mir die Romanversion von mir selbst vor – die, die das Leben so führen würde, wie Steph es sich für mich vorstellt. Dann würde ich nämlich jetzt wirklich umkehren und Mason fragen, ob er was mit mir trinken geht. Vielleicht würde er Nein sagen, und ich würde mir dann ein anderes Kampfsport-Studio suchen müssen, möglichst in einem anderen Land. Oder er würde Ja sagen, sich aber bald als Arschgeige herausstellen. Oder er würde Absolut, *gerne sofort* sagen, und wir würden eine schöne Zeit miteinander verbringen, und dann noch ein paar weitere

schöne Zeiten, bis ich eines Tages aufwachen und merken würde, dass er mein Leben unwiderruflich und für immer verändert hätte.

Mich schaudert es bei diesem Gedanken.

...

Kaum dass mein Daunenmantel mit mir in mein geliebtes Drecksloch von einer Einzimmerwohnung gewatschelt ist, macht mein Handy zwei Mal sehr kurz hintereinander *Ping*. Meine Eltern haben mir je eine Textnachricht geschickt, eindeutig aus entgegengesetzten Winkeln ihres Hauses.

Von meinem Dad kommt ein Screenshot der beiden Six-Flags-Freizeitpark-Saisonkarten, die er uns gekauft hat, darunter steht: »Das einzig Wahre«, gefolgt von einigen Betende-Hände-Emojies.

Meine Mom schreibt: »*Wedding Planner* läuft gerade. kanal 413. wahre liebe! warum gibt es nicht noch mehr männer wie matthew mcdonahy? XO.«

Ich bringe es nicht über mich, ihr zum tausendsten Mal zu sagen, dass ich kein Kabelfernsehen habe und dass der Schauspieler McCaughy heißt, und dass »wahr« womöglich nicht das Wort ist, das am besten zu einer romantischen Komödie aus Hollywood passt. Ich schenke mir ein großzügiges Glas billigen Wein ein und schicke meinen Eltern je drei Emojis (Achterbahnen für Dad, pinkfarbene Herzen für Mom), wobei ich die subtilen Spitzen ignoriere, die sie sich mit ihren jeweiligen Nachrichten gegenseitig versetzt haben.

Schließlich gehören meine Eltern zu meinen Lieblingsmenschen.

Sie sind außerdem die am wenigsten zueinander passenden Menschen, die ich je kennengelernt habe.

Ich habe nie begriffen, wie sie überhaupt zusammengekommen sind – Mom, die hoffnungslose Romantikerin, und Dad, der Adrenalin-Junkie. Sie haben einander nie so richtig verstanden oder sich vom anderen verstanden gefühlt.

Jedenfalls, bis ich auf die Welt kam. Denn dann haben sie beide in

mir eine verwandte Seele gefunden. Vielleicht haben sie mich auch extra so erzogen, weil sie sonst niemanden hatten, mit dem sie ihre Neigungen hätten teilen können. Denn jetzt muss mein Dad auf der Wicked-Cyclone-Achterbahn niemals neben einem Fremden sitzen, und meine Mom weiß, wen sie anrufen muss, wenn Hallmark seine Jahreszeiten-Filme raushaut: Ob *Eine Herbstpulli-Liebe* oder *Mein königliches Weihnachtsfest* oder *Ein königlicher Pulli für herbstliche Weihnachten*, Mom und ich lieben sie alle.

Und so liege ich auf meiner Secondhand-Couch, streame *Wedding Planner*, esse kalte Pizza und recherchiere Bungee-Jumping-Ausflüge für die Zeit, wenn mein Aushilfsvertrag hier ausläuft. Gemütlich, zufrieden und vollkommen im Reinen mit all meinen Lebensentscheidungen.

Das ist nämlich das größte Missverständnis, das über Fans von Liebesgeschichten herrscht: dass wir alle einsam und traurig sind und verzweifelt etwas kompensieren wollen.

Fans anderer Genres passiert es nie, dass man ihnen eine tiefsitzende Unzufriedenheit mit dem eigenen Leben unterstellt. Man stelle sich mal vor, man würde über jeden älteren Mann, der Sachbücher über den amerikanischen Bürgerkrieg liest, sagen: *Wie traurig, dass er niemals erleben wird, wie wunderbar es ist, ein Mann mit Militärmütze in Sepia zu sein, der Briefe an seine Liebste Martha schreibt, bevor er auf einem schlammigen Schlachtfeld an Wundbrand stirbt.* Oder man sagte eingefleischten Fantasy-Fans: *Du bist ja nur verbittert, weil du selbst über all diese Ringe herrschen willst.* Oder so.

Dabei sehen wir große Liebesgeschichten einfach als schöne Beigabe zu unseren echten Leben, eine kleine eskapistische Kirsche auf der Torte der Realität nach einem langen Tag. Die meisten von uns brauchen gar nicht mehr und sind ganz gut in der Lage, gesunde Grenzen zwischen Fiktion und Realität zu ziehen. So wie ich.

Jedenfalls, wenn ich nüchtern bin.

Wenn ich ein paar Gläser Wein intus habe und Matthew McConaughey gerade seine Verlobte für Jennifer Lopez verlassen hat, ist natürlich alles möglich.

Er will doch nur mit ihr tanzen, schreibe ich an meine Mom, zusammen mit einem weinenden Emoji.

Sie reagiert mit Cartoon-Tränen, aber mit lachenden. Also beschließe ich, ihr nicht zu verraten, dass ich hier sitze und mir die Tränen (keine Lachtränen) übers Gesicht laufen, während der Abspann läuft und ich schluchzend »Love Don't Cost a Thing« mitsinge. Eine überraschende Song-Wahl, die nichts mit dem Inhalt des Films zu tun hat, mich aber trotzdem zutiefst berührt.

Das ist der Nachteil eines strikt fiktionalen Liebeslebens. Liebesromane und romantische Komödien sind absolut ausreichend, bis sie es in einem kurzen, überraschenden, normalerweise alkoholgetränkten Augenblick plötzlich nicht mehr sind.

In diesen Augenblicken – wenn ich allein bin, seit Ewigkeiten nicht mehr geküsst wurde, und der Zwei-Dollar-Fusel meine Zähne vermutlich braun gefärbt hat – verlässt mich mein gesunder Menschenverstand, und ich treffe die grauenvolle Entscheidung, meine Dating-Apps wieder herunterzuladen.

Normalerweise benutze ich sie nur, wenn ich nicht zu Hause in Boston bin. Am liebsten, wenn ich mich sogar außer Landes befinde. Auf diese Weise bekommt man in einer neuen Stadt umsonst einen Stadtführer (oder einen Stadtführer mit gewissen Vorzügen). Meine romantische Historie hört sich an wie die Liste alter Friends-Folgen: *Der, der mir das Tauchen mit Sauerstoffflasche beibrachte*, *Der, mit dem ich in der Seilbahn geknutscht habe*, *Der in der Mall of America*. Und ich finde das gut. In meinem Leben ist einfach kein Platz für *Den, der in meiner Stadt wohnt und vielleicht mehr will als nur einen Flirt*.

Aber manchmal, in Momenten leicht alkoholisierten Verzweiflung, vergesse ich das kurz. Ich frage mich dann, was eigentlich gegen eine Unterhaltung mit einem netten Mann von hier spricht? Vielleicht könnte ich es mal mit richtigem Dating versuchen. Vielleicht ist es diesmal anders.

Und dann komme ich wieder zur Vernunft, und die Panik setzt ein, die sich erst wieder legt, wenn ich dem Typen, mit dem ich Nachrichten

austausche, schließlich Sorry, da ist was dazwischengekommen schreibe und alles beende, bevor irgendetwas passieren kann.

Zum Glück dauert der ganze Prozess diesmal nur ungefähr zehn Minuten. Weil ich nämlich nach dem Helden einer romantischen Komödie suche, und was ich stattdessen finde, ist Brett, ein Unternehmensberater, der nur ein Held für diejenigen ist, die dringend seine Genitalien sehen wollen.

Die Tatsache, dass ich nicht sofort mein Fenster öffne und mein Handy in den Charles River werfe, ist nicht so sehr ein Zeichen für meine Zurückhaltung als vielmehr dafür, dass ich es mir nicht leisten kann, in Wurfweite zum Fluss zu wohnen. Stattdessen schiebe ich es unter ein Kissen und lasse mich knurrig aufs Sofa zurückfallen, wo ich schließlich bei den *Golden Girls* einschlafe.

So sollte es immer sein: keine Apps, keine Bretts, niemand, der mir unter die Haut geht. So ist es besser. Das darf ich nicht vergessen.

## Kapitel 2



Ich wache auf und bin mir sofort zweier Dinge bewusst: Erstens, da ist etwas, woran ich mich nicht mehr richtig erinnern kann. Ein Traum oder eine halb verblasste Erinnerung. Ein Wort, das mir auf der Zunge liegt. Je mehr ich mich bemühe, es zu finden, desto tiefer zieht es sich in mein Unterbewusstes zurück.

Und zweitens: Ich bin auf der Fernbedienung eingeschlafen, die einen Abdruck auf meinem Gesicht hinterlassen hat.

Es ist noch früh, und das helle Weiß des Spätwintermorgens dringt durch meine dünnen Vorhänge. Draußen singt ein einsamer Vogel sein schrilles Aufwach-Lied. Meine Fähigkeit, morgens fröhlich zu sein, korrespondiert direkt mit der Menge an Spaß, die der Tag zu bieten hat, der vor mir liegt, und heute erwarten mich Kopfschmerzen und acht Stunden Zeitarbeit bei HillCare Health.

Ich begehe den Anfängerfehler, erst einmal durch mein Handy zu scrollen, um richtig zu Bewusstsein zu kommen. (Diesen Anfängerfehler mache ich jeden Morgen.) Ich weiß auch nicht, worauf ich hoffe – vielleicht eine Mail, die mich darüber informiert, dass mein Bürogebäude abgebrannt ist, oder einen Nachrichtenartikel, in dem steht, dass Schlagsahne direkt aus der Sprühdose sehr gesund ist. Stattdessen sehe ich nur **MENSCHEN MIT MACHT TUN BÖSE DINGE** und **IN DEINER STADT LAUFEN MÖRDER HERUM** und **DU MUSST HEUTE IMMER NOCH ZUR ARBEIT, ROXIE**.

Obwohl ich weiß, dass ich meine sonnigen Abenteuertage mit harter Arbeit unter Neonröhren bezahlen muss, wünsche ich mir trotzdem,

mein Alltag wäre ein wenig mehr nach meinem Geschmack als das ewige Tastatur-Geklacker und der Corporate-Sprech. Aber das hätte wieder ganz eigene Nachteile: Einen Job, der mir wichtig ist, könnte ich nicht einfach hinter mir lassen. So ist vielleicht alles öde und beige-farben und stickig, aber es ist nur ein paar Wochen oder Monate öde und beige-farben und stickig. Dann geht ein Zeitvertrag zu Ende, und die Welt gehört wieder mir. Es ist leicht, die nervige Arbeit zu vergessen, sobald ich wieder von Klippen springen oder mit Haien schwimmen kann.

Also stehe ich auf – ehrlich gesagt, wälze ich mich vom Sofa wie eine verkochte Nudel –, schmeiße eine Ibuprofen ein, versuche, mir die Abdrücke der Fernbedienung aus dem Gesicht zu massieren und beginne den Tag.

Die Liebesfilm-Party von gestern hat mir nicht gutgetan. Im Vergleich dazu wirkt mein Leben doch sehr wie der »Vorher«-Teil einer »Vorher-Nachher«-Werbung. Eine Schwarz-Weiß-Aufnahme von vergossenem Orangensaft und Tupperware-Lawinen im Ausguss, Schneematsch und bis zum Platzen volle U-Bahn-Wagen. Irgendwann während meiner Fahrt werde ich gegen einen gut aussehenden Mann in schickem Anzug gedrückt. Ohne seinen Blick vom Handy zu lösen, öffnet er seinen Mund, rülpst mir leise direkt ins Gesicht und dreht sich dann weg.

Ich möchte mal sehen, wie Anna Matthews *darüber* schreibt.

Im Büro ist es keinen Deut besser; es gibt nicht viele romantische Komödien, die in einer Krankenkasse für Senioren spielen, und zwar aus gutem Grund. Ich mag hier niemanden besonders, aber das ist kein sexy, leidenschaftlicher Hass, sondern eher ein allgemeiner Widerwillen, wenn ich mir wieder anhören muss, wie sich Mitch und Derek über die »Weiber« im Pausenraum beschwerten. Mir vorgesetzt ist kein muskulöser Geschäftsmann, sondern Miranda, eine chronische Kuli-Klickerin, deren akkurater Bob ständig missbilligend schwingt, weil die HillCares Social Media-Posts so öde sind. Als wäre es mein Fehler, dass ich für Content über die Vermeidung von Stürzen von Senioren keine Horden an Instagram-Followern bekomme.

Es ist ein Tag voller Meetings, die man auch mit einer E-Mail hätte

erledigen können, mit Menschen, die über Schlüssel-Kennzahlen und Umwandlungsraten und Deliverables an Stakeholder schwadronieren, über B2C, CTR und LMNOP. Ich nicke, wenn sie nicken, runzele die Stirn, wenn sie es tun, und mache mir Notizen, die bald zu Kritzeleien werden. Ich sitze am Schreibtisch. Ich plane meine Mittagspause. Ich versuche, das unablässige Knistern und Summen der Neonröhren und den penetranten Geruch des Tilapia-Filets zu ignorieren, das irgendwer unbedingt in der Mikrowelle aufwärmen musste.

Am Ende des Arbeitstages kann ich es kaum noch ertragen und schaue mich nach einer Fluchtmöglichkeit um. Als ich dann endlich um Punkt fünf Uhr hinauswanke, tue ich das einzig Richtige: Ich steige in die U-Bahn und schleppe mein weltmüdes Selbst in die Bibliothek.

...

Die Boston Public Library ist mein Lieblingssort in der Stadt, und ich glaube, das wäre sie selbst dann, wenn sie nicht voller Bücher wäre. In der Sekunde, in der man die Schwelle überschreitet, verstummt die Außenwelt. Ich bin jedes Mal ein wenig atemlos, wenn ich die Stufen zur Eingangshalle hinaufgehe und die steinernen Löwen, die Mosaik-Decke, die Marmorsäulen sehe, alles ins goldene Licht riesiger Kugelleuchten getaucht.

Dann ist da der Innenhof, eine große, offene Fläche mit einem Garten, in dem ich zu gern in einem Gewand aus der Regency-Zeit lustwandeln würde – in so einem Kleid, das mir die Brüste bis hoch zum Hals quetscht. Es ist ausgesprochen praktisch, dass die Abteilung für historische Liebesromane nur ein paar Räume entfernt ist.

Ich habe mir schon vier davon ausgesucht, nachdem ich die ersten Regale abgesehen habe, dazu fünf oder sechs RomComs mit knallbunten Covern. Ich balanciere den Stapel, indem ich ihn zwischen meine Hand und mein Kinn klemme, und mit der anderen greife ich nach etwas Pinkfarbenem, Violetttem oder Mintgrünem. Wenn es bunt

genug ist, um ein Gegengewicht zu meinem grauen Tag zu bilden, dann nehme ich es mit nach Hause.

»Ma'am, die Zahl Ihrer Ausleihen darf aber fünf Bücher nicht überschreiten.«

Ich wirbele herum, um heftig zu widersprechen; immerhin habe ich es schon einmal geschafft, diese Grenze auf *fünfundsiebzig* Bücher auszuweiten. Dabei fällt der nur dürrig festgeklemmte Bücherstapel zu Boden.

Als ich den Blick hebe, erstirbt mein Abwehrmechanismus. Vor mir steht ein Mann. Seine grünen Augen hinter den modischen runden Brillengläsern sind von Lachfältchen umgeben, und er grinst ein wenig schief. Er hat zerzaustes, sandfarbenes Haar, ein paar Sommersprossen und steht ausgesprochen lässig da. Ich bemerke seinen lockeren Mantel und den Hoodie darunter, und die Bücher, die er in einer Hand hält.

»Sie ... arbeiten hier nicht«, stelle ich fest.

»Stimmt. Ich wollte nur einen Scherz machen.« Er legt seine eigenen Bücher weg und hockt sich hin, um mir dabei zu helfen, meine wieder einzusammeln. Er nimmt ein zartrosa Buch in die Hand und blinzelt auf das Cover. »Vielleicht muss ich mich mit dir um das hier streiten.«

»Das ist für meinen Buchclub«, sage ich hastig und reiße ihm *Du*, *ich* und *Paris* aus der Hand. Ich ärgere mich selbst darüber, dass ich mich ständig wie aus einem Reflex heraus für mein Lieblingsgenre entschuldige, damit Männer mich ernst nehmen. Als könnte man nur dann intelligent und Respekt einflößend sein, wenn man die Sorte Bücher liest, die er sich ausgesucht hat – übellaunige, Ernsthafte Bücher (»Ernsthaft« mit großem E!) mit Titeln wie *Heroin*, *grausame Geliebte* und *Oh, wäre ich doch nur ein trauriger weißer Mann mit tiefschürfenden Gedanken*, oder so. »Jedenfalls hat Reese Witherspoon gesagt, es sei ein Genuss, das zu lesen.«

»Oh, ja, das weiß ich. Steht auch auf dem Cover. Sogar noch größer als der Titel.« Irgendwie sagt er das ohne eine Spur von Geringschätzung. Er hat eine weiche, freundliche Stimme. Er könnte auch öffentliche Lautsprecherdurchsagen machen. Jetzt schiebt er sich die Brille hoch, und irgendetwas kribbelt merkwürdig in meiner Brust, vermut-

lich hat es gar nichts mit ihm zu tun. »Soll ich dir helfen, die hier zur Ausleihe zu bringen?«

Ich überlege kurz, ob er wohl irgendwie versucht, mich reinzulegen. Vielleicht ist seine Strategie, dass er mir erst meine Bücher, dann meine Sozialversicherungsnummer entlockt. »Du willst meine Bücher tragen? Wie in der Schule in den Fünfigern?«

»Klar. Und wenn das gut läuft, können wir vielleicht ...«, er beugt sich vor und senkt die Stimme zu einem sinnlichen, verschwörerischen Flüstern, »zu etwas Rock 'n' Roll übergehen.«

Wie das Donnergeräusch nach dem Blitz kommt mir die Erkenntnis: Er flirtet mit mir. In der Bibliothek. Und er sieht extrem gut aus. Was ist hier los? Das passiert doch sonst nur auf Buchseiten und auf dem Bildschirm, nicht in meinem Leben. Dies ist ein wirklicher Clash zweier Welten, den ich kaum fassen kann. Ein bisschen so, wie wenn man im Kino seinen Biolehrer trifft oder seine Hautärztin in Thailand.

Na gut. Es ist doch einen Hauch charmanter als das.

Ich sehe ihn verächtlich an und sage scherzend: »Rock 'n' Roll? Sehe ich aus wie eine Satansanbeterin?«

Er lacht, ein warmes, unerwartetes Geräusch, von dem mir ein kleiner Schauer den Rücken hinunterläuft.

»Ich heiße Jack«, sagt er und lächelt mich an.

»Roxie.«

»Wie Roxie Hart«, sagt er und blinzelt mich dann argwöhnisch an.

»Du bringst mich aber nicht um, oder?«

Mein Mund verzieht sich zu einem Grinsen. »Nur, wenn du es nicht anders verdienst.«

Ich lasse ihn ein paar meiner Bücher tragen, weil es wirklich viel sind und ich noch ein paar andere im Auge habe. Ausschließlich deshalb. Nicht wegen Jacks starker Arme oder seiner Grübchen oder weil mich sein Lachen an sonnenwarme Leinenlaken an der Wäscheleine erinnert, die sich sanft in der Sommerbrise blähen.

Er wollte auch schon einem Buchclub beitreten, erzählt er mir. Er

hat früher viel gelesen, aber während seines Jurastudiums irgendwie die Gewohnheit verloren.

»Es war einfach schwierig, die Zeit dafür zu finden«, sagt er. »Besonders, seit ich im Jugendrecht zu arbeiten begonnen habe.«

Wow. Ein Bücherliebhaber, und *dann* verteidigt er auch noch wehrlose Kinder? Als Nächstes erzählt er mir noch, dass er in seiner Freizeit Welpen rettet.

»Und den Rest der Zeit arbeite ich im Tierheim«, fügt er hinzu.

Okay. Was???

Als ich nicht reagiere, zuckt er mit den Schultern und fügt hinzu: »Aber ich will wieder mehr lesen.«

Ich ziehe mit Blick auf die dicken Wälzer in seiner Hand die Brauen hoch. »Und du glaubst, dass *Das große graue Nichts* das Richtige für einen Neubeginn ist?«

»Wieso?« Er runzelt die Stirn. »Ich habe gehört, dass es gut ist.«

»Ich habe gehört, dass es dein Herz mit einer Planierdrape überfährt und deine Seele bricht, sodass nur noch deine sterbliche Hülle zurückbleibt. Aber hey, jeder, wie er möchte.«

Wir gehen den Säulengang im Innenhof entlang. Die sanft leuchtenden Hängelampen tauchen sein Gesicht in ihren goldenen Schein.

»Vielleicht solltest du mir dann eins von deinen geben. Und mir zeigen, was ich verpasse.« Er tippt mit dem Finger auf das knallgelbe Buch ganz oben auf meinem Stapel, *A Farce to be Reckoned With*. »Das hier sieht doch lustig aus.«

Ich lächle und drehe mich sofort etwas weg. »Nur über meine Leiche. Ich warte schon seit Monaten darauf.« Ich bleibe an einer steinernen Bank stehen, um meinen Stapel zurechtzurücken, und gebe ihm dabei ein zerlesenes Exemplar von *Two If by Sea*. »Versuch's mit diesem hier. Das habe ich schon zweimal gelesen. Vermutlich sollte ich es mir ohnehin irgendwann kaufen.«

Er überfliegt das Cover, und wir gehen weiter zur Eingangshalle. »Anna Matthews. Klingt irgendwie, als hätte ich schon mal von ihr gehört.«

»Sie ist meine Lieblingsautorin. Versuch mal, eins ihrer Bücher zu lesen, ohne vor Freude zu kichern und mit den Füßen zu strampeln.«

Er legt meine Bücher sanft am Ausleihe-Schalter ab, beugt sich dann zu mir und sagt mit dieser tiefen Stimme, von der ich ein Kribbeln am Hals bekomme: »Ich lehne niemals eine Herausforderung ab.«

Als Jack an der Reihe ist, seine Bücher auszuleihen, schenke ich ihm ein Danke, schön dich kennengelernt zu haben-Lächeln und stelle mich an eine Ecke des Informationstresens, um meine Beute zu verstauen. Ich fische gerade eine Baumwolltüte aus meiner Manteltasche, als eine Bibliotheksangestellte vorbeikommt, über den Rand ihrer türkisfarbenen gerahmten Brille einen Blick auf meine Bücher wirft und trällert: »Oh, eine Leserin genau nach meinem Geschmack!« Sie deutet auf Nur unter uns. »Ich liebe Anna Matthews. Haben Sie schon gehört, dass sie endlich ein neues Buch schreibt?«

»Was?« Ich ziehe sofort mein Handy aus der Tasche und navigiere zu Annas lange inaktiver Instagram-Seite. Und tatsächlich, da ist ein neuer Post. Ein einzelnes rotes Quadrat, auf dem steht: ICH HABE EINE ÜBERRASCHUNG. BLEIBT DRAN ... und darunter ein Buch-Emoji und ein Smiley, das den Zeigefinger auf die Lippe gelegt hat.

Ich mache davon einen Screenshot, um ihn Steph zusammen mit einer Reihe Textnachrichten zu schicken, die ich allesamt in Großbuchstaben verfasse, dann verstaue ich die anderen Bücher in meinem Beutel und mache mich auf den Weg zum Ausgang.

Dort steht Jack, und ich bleibe überrascht stehen. Er sieht meinen Beutel und reißt die Augen auf.

»Du hattest die ganze Zeit diesen Riesenbeutel bei dir?« Er schüttelt den Kopf. »Und ich dachte, du wolltest nur mit mir reden, weil ich so gut Bücher tragen kann.«

Ich lache auf. »Man steckt seine Bücher nicht in einen Beutel, bevor man sie ausgeliehen hat, sonst sieht man aus, als wollte man sie klauen«, sage ich. Er hält mir die Tür auf, und wir treten hinaus in die kalte Luft. »Ich kann dir versichern, dass ich nur Missverständnisse vermeiden wollte.«

»Verstehe«, sagt er und nickt gespielt ernsthaft. »Und du bist da drinnen den Umweg gegangen, weil ...«

»Weil der Innenhof der schönste Teil der Bibliothek ist. Ich gehe jedes Mal hindurch, wenn ich dort bin.«

»Ach so«, sagt er. Das Grübchen taucht wieder auf seiner Wange auf. Dazu dieses schiefe Lächeln, für das er eigentlich eine Erlaubnis beantragen müsste. »Nicht, weil du meine Gesellschaft genossen hast.«

»Nein!«, sage ich entschieden. Es klingt eher wie ein Quaken, aber dann erweichen mich die belustigten Fältchen um seine Augen. »Ich meine, deine Gesellschaft war jetzt auch nicht allzu schlimm«, gebe ich zu.

Er lächelt jetzt breit, schaut sich um und wirkt plötzlich beinahe verlegen.

»Meinst du, ich könnte vielleicht irgendwann noch einmal deine nicht allzu schlimme Gesellschaft sein?«, fragt er. »Morgen Abend vielleicht?«

Ich starre ihn an, als hätte er gerade Altgriechisch gesprochen. Den ganzen Tag habe ich mich in eine RomCom gewünscht, und jetzt, wo ich mich in der Bibliothek mit einer neuen Dosis versorgt habe, treffe ich diesen fast zu perfekten, erschreckend Book Boyfriend-Fremden? Das ist fast ein bisschen gruselig. Wie wenn man in einem Raum voller Fremder denkt, *Huste mal, wenn du meine Gedanken lesen kannst*, und dann hustet wirklich einer.

Ich räuspere mich. »Ich, äh, eigentlich ...«

Er blinzelt – er sieht mich nicht an, sondern auf einen Punkt an meiner Schulter –, unterbricht mich und beugt sich vor.

»Du hast da etwas ...« Er verstummt und streicht mit der Hand über meinen Oberarm, und ich bekomme sofort eine Gänsehaut durch vier Schichten Kleidung hindurch. Ich sehe, wie er ein bisschen violetten Glitzer vom Stoff meines Mantels wischt, der im Licht der Straßenlaternen funkelt.

Wenn mein Herz vorher raste, dann steht es jetzt fast still.

Plötzlich sehe ich alles wie durch ein Kaleidoskop, und es dröhnt in meinen Ohren.

Eisiger Wind. Unwirkliche Augen. Ein Dollarschein.

*Ich wünschte, ich könnte die nächste Heldin in einem ihrer Romane sein.*

*Dein Wunsch ist mein Geschenk.*

*Haben Sie schon gehört, dass sie endlich ein neues Buch schreibt?*

Nein.

Nein. Nicht? Natürlich nicht.

Der Hutmann ist ein Typ, der Filzhüte trägt und so tut, als könnte er Wünsche erfüllen, um ein paar Dollar zu bekommen, das ist alles. Und selbst wenn er und seine schrägen, wirbelnden Augen irgendeine überirdische Macht hätten – ich habe doch nur einen Scherz gemacht. Das zählt nicht. Das kann nicht zählen.

»Ich sag dir was«, sagt Jack. Er greift nach dem Handy, das ich noch in meiner Hand halte, und in meiner Verwirrung lasse ich es zu. »Ich gebe hier meine Nummer ein. Schlaf eine Nacht darüber, und dann sag mir Bescheid, ob wir uns hier morgen Abend treffen sollen. Wäre acht Uhr in Ordnung?«

Ich kann mich weder rühren, noch bringe ich ein Wort heraus. Nicht, als er auf dem Display meines Handys herumtippt und das blaue Licht des Geräts sein Gesicht erleuchtet. Nicht, als er es mir sicher fünf Sekunden lang hinhält. Und nicht, als er lacht, weil ich nicht reagiere, dann meine Hand nimmt und meine Finger um das Handy legt.

Ich bin völlig erstarrt.

Er zieht die Augenbrauen hoch und wartet, dass ich etwas sage.

»Okay«, bringe ich schließlich heraus. Ich versuche, cool und unbeeinträchtigt zu wirken, klinge aber stattdessen, als hätte ich einige Schmetterlinge verschluckt.

Seine Hand liegt noch auf meiner, die das Handy hält. Er muss meinen Puls spüren.

»Jedenfalls«, sagt er und schaut mir dabei in die Augen, »war es wirklich nett, dich kennenzulernen.«

Wirklich nett. So, wie er es sagt, klingt es überhaupt nicht so, als wäre

es eine abgenutzte Floskel. Sondern, als wäre er der erste Mensch, der das je gesagt hat.

»Mhm mhm«, sage ich, weil ich nicht in der Lage bin, mich auf etwas anderes zu konzentrieren als auf den leichten Druck seiner Finger auf meinen.

Der hält gerade lange genug an, dass ich mich beinahe damit wohlfühlen beginne, und dann zieht Jack seine Hand weg, sodass meine kalt und idiotisch in der Luft hängt.

»Gute Nacht, Roxie«, sagt er grinsend und dreht sich um, um dorthin zu gehen, wo er hergekommen ist. Ich glaube, ich habe ihm noch gute Nacht zurückgewünscht, aber möglicherweise habe ich es auch nur gedacht und wie eine Zeichentrickfigur mit Spiralen in den Augen seiner kleiner werdenden Gestalt hinterhergestarrt.

Als ich wieder bei der U-Bahn-Station ankomme, fasse ich einen Entschluss.

Morgen finde ich diesen verdammten Hutmann.

## Kapitel 3



Wenn man durch Boston streift, trifft man immer einen ganzen Haufen schräger Gestalten auf den Straßen – Straßenkünstler, Bettler, Performance-Artists oder eine Mischung aus den dreien. Da ist dieser Typ, der kleine Lieder über die Passanten dichtet, die ihm ein bisschen Geld dallowen. Der Darsteller, der als britischer Soldat im US-amerikanischen Unabhängigkeitskrieg verkleidet mit einem finsternen Blick und furchtbarem britischen Akzent den Freedom Trail entlang patrouilliert. Oder *Geoff Potts und die Nobody Else*, eine ausgelassene Ein-Mann-Band, die ungefähr sechzig Instrumente gleichzeitig spielt.

Aber eine dieser auffälligen Figuren absichtlich zu finden, ist richtig schwierig. Besonders, da ich nur eine halbstündige Mittagspause und eine etwas gruselige und vage Erinnerung habe, aufgrund derer ich suchen kann. Vor dem Hauseingang, an dem ich den Hutmann gesehen habe, ist niemand, und auf der Straße gibt es auch keine Spur von ihm. Niemand hier hat mehr als einen Hut.

Ich mache mich auf den Weg zum Public Garden, dem beliebten Treffpunkt für Touristen und Straßenmusikanten. Kein Glück. Normalerweise wimmelt es auf den Wegen vor Menschen, aber heute ist es hier sehr ruhig und kein Straßenkünstler in Sicht. Nur eine elegant gekleidete ältere Frau mit einer blonden Hochsteckfrisur und gelangweiltem Gesichtsausdruck, die an der Fußgängerbrücke auf einem altmodischen Koffer sitzt. Ich will schon an ihr vorbeigehen, als ich die glänzende Kuhglocke sehe, die sie in ihrer perfekt manikürten Hand hält,

und dann die kleine Kristallschale voller Münzen neben ihr. Anscheinend doch eine Straßenkünstlerin.

Ich weiß nicht, ob es eine Art professionelles Netzwerk für diese Menschen gibt, oder ob sie erbitterte Rivalen sind, die es kaum wagen, den Namen des jeweils anderen auszusprechen, aber ich beschliesse, es zu probieren.

»Verzeihung«, sage ich und gehe auf die schick angezogene Frau zu. Sie reagiert nicht. »Es klingt vielleicht merkwürdig, aber ich suche nach jemandem, der Wünsche erfüllt ...«

»Tun wir das nicht alle«, sagt sie mit einem leichten slawischen Akzent.

»Nein, ich suche jemand Bestimmten«, erkläre ich. »Ich bin ihm neulich auf der Straße begegnet. Filzhut, langer Bart, seltsame Augen. Haben Sie ihn zufällig gesehen?«

Sie seufzt. »Nicht ihn.«

»Entschuldigung?«

»Sie sollten nie irgendwas einfach annehmen, Schätzchen. Ob ich die Person gesehen habe? Ich glaube nicht.«

Und damit hebt diese Glamazone die Hand, um ihre spektakuläre Katzenaugen-Sonnenbrille hinunterzuschieben, und ich kippe beinahe um. Zwei schockierend wirbelnde Gletscheraugen sehen mich aus einem völlig teilnahmslosen Gesicht an.

»Ta-daaa.«

Aber nein. Das kann nicht derselbe Mensch sein. Das tollste Special-Effects-Make-up könnte niemals eine solche Transformation erreichen. Haarfarbe, Haut- und Knochenstruktur – alles an ihr ist anders. Alles, außer diesen unglaublichen Augen. Und doch, als ich so dastehe und in ihren hypnotischen Blick eintauche, sagt mir irgendetwas, dass der Logistik- und Vernunftzug längst ohne mich abgefahren ist.

»Sie ... Sie sind das?«, stammele ich. »Sie sind der, der mir den Wunsch erfüllt hat?«

»Heute nicht. Wir sind viele. Manchmal bin ich er, manchmal nicht«, sagt sie sachlich und schiebt ihre Sonnenbrille wieder hoch.

Sie hält die Kuhglocke hoch, weil sich eine Gruppe Touristen nähert.  
»Heute mache ich Wetter.«

Ich zucke zusammen, weil die Glocke läutet, und dann schreit diese Erscheinung neben mir los.

»Es wird gleich ...« Sie zuckt zusammen, berührt dann mit einem rot lackierten Fingernagel den sehr hohen Wangenknochen und verzieht das Gesicht. »Es regnet gerade.« Sie sieht mich wieder an. »Verdammt. Es ist so viel weniger beeindruckend, wenn mir meine eigene Vorhersage zuvorkommt.« Mein Gegenüber starrt mich einen Augenblick lang an und seufzt dann erneut. »Hast du eine Frage oder so, Schätzchen? Es wird in dreizehn Minuten wie aus Eimern schütten. Ich würde bis dahin gern irgendwo mit einer Margarita in der Hand sitzen.«

Ich räuspere mich, als könnte mir das dabei helfen, zu entscheiden, wo ich anfangen soll. Es auszusprechen, kommt mir schon ziemlich albern vor. »Also, neulich habe ich mir gewünscht ...«

»Die nächste Heldin in einem Anna-Matthews-Roman zu sein«, sagt die faszinierende Person vor mir und schiebt sich die Sonnenbrille in die Haare. »Und ehe du dich versiehst, verkündet Anna, dass sie wieder an einem Roman schreibt, und du wirst von einem gut aussehenden Tierarzt oder Buchhändler oder Prinz aus einem ausgedachten europäischen Land auf eine Art umgehauen, die irgendwie zu schön ist, um wahr zu sein. Und jetzt fragst du dich, wie kann das sein, was ist eigentlich los, ich brauche Antworten. Stimmt's?«

Ich bin mir ziemlich sicher, dass mein Herz einfach stoppt.

»Ich glaube, er ist Rechtsanwalt«, krächze ich.

Mein Gegenüber seufzt schwer und sagt mit der Begeisterung einer Angestellten im Vergnügungspark, die die Sicherheitsmaßnahmen herunterrattert: »Was hier los ist, ist, dass dein Wunsch in Erfüllung gegangen ist. Du bist die Heldin des neuesten Anna-Matthews-Buches. Egal, was sie gerade schreibt – die Geschichte, die Figuren, die Dialoge –, all das wird um dich herum wahr. Wenn sie eine Liebesgeschichte schreibt, dann bekommst du eine Liebesgeschichte. Wenn sie dir einen Lottogewinn andichtet, herzlichen Glückwunsch, dann bist du fürs Erste reich.«

»Fürs Erste?«

Crazy Eyes schnaubt. »Das ist natürlich nicht für immer, Kindchen. Hast du nie Aschenputtel gelesen? Wenn Anna ENDE unter ihren Roman schreibt, verwandelt sich deine Kutsche zurück in einen Kürbis. Die Geschichte geht so lange, bis es vorbei ist, dann verschwindet alles und dein Leben wird wieder normal. Ta-daaa.« Die Person betrachtet ihre Fingernägel und fügt dann hinzu: »Es sei denn, du stirbst. Es ist wie in einem Traum; wenn du im Traum stirbst, dann stirbst du wirklich.«

Der Regen ist plötzlich eiskalt. Ich quieke: »Es sei denn, ich sterbe?«

»Entspann dich, Zuckerbäckchen. Anna Matthews schreibt Liebesgeschichten, oder? Aber ich muss das jedem sagen. Du würdest dich wundern, wie viele Leute sich in *Jurassic Park* hineinwünschen oder in die Große Melassekatastrophe von Boston im Jahr 1919, als ein Melassetank barst und die klebrige Flut massenweise Leute tötete.«

»Aber das verstehe ich nicht«, sage ich und probiere den Gedanken auszublenden, dass sich Leute zu der Melassekatastrophe wünschen sollten. »Wie kann ich eine Figur in einem Roman sein, wenn ich gleichzeitig ein lebender Mensch bin? Wird mein echtes Leben inzwischen angehalten? Gehört alles, was ich sage, bloß zu einem Dialog in einem Buch?«

Mein Gegenüber verdreht die überirdischen Augen, stellt die Kuhglocke ab und holt eine bereits angezündete Zigarette aus der Manteltasche.

»Beruhige dich«, höre ich. »Die Fiktion überschreibt nicht dein echtes Leben; sie läuft parallel. Du bist immer noch du und hast deinen freien Willen. Es ist unwahrscheinlich, dass alles hundertprozentig so läuft wie im Buch; die Geschichte passt sich einfach deinen Entscheidungen an. Ich hatte mal eine Dame, die sich in *Stolz und Vorurteil* hineingewünscht hat, und dann hat sie Mr. Darcy ein Mittel gegen Angststörungen gegeben. Sie hat dann eine völlig andere Version der Geschichte bekommen.« Die Person starrt in die Ferne, als hinge sie ihren Erinnerungen nach.

Mein Herz schlägt heftig, als ich meine Situation endlich einigerma-

ßen erfasse. Gemäß Crazy Eyes hier schreibt Anna Matthews in diesem Augenblick die Geschichte von Jack und mir. Wenn ich sie nicht austricksen kann, wird mein Leben bald ein Minenfeld voller großer Gespen und Liebesschwüre werden.

Es ist irre, das zu glauben. Und doch ist es ebenso irre, es nicht zu glauben. Oder mir auch nur eine eigene Meinung zuzugestehen. Es ist ein bisschen, wie aufrecht dazustehen und sich zu fragen, ob man an den Erdboden glaubt.

Aber ... es ist alles so bizarr.

»Wie kann das ...«, stammele ich. »Wie können Sie ... wer sind Sie?«

Crazy Eyes zuckt die Achseln und zieht an der Zigarette. »An manchen Tagen bin ich dies, an anderen das. Einmal im Monat oder so kellnere ich in Dick's Last Resort, du weißt schon, in dieser Restaurantkette, die dafür bekannt ist, ihre Gäste zu beleidigen. Und überall verteile ich Geschenke. Erfülle Wünsche oder Verwünschungen. Wonach mir gerade ist.« Crazy schiebt sich die Sonnenbrille wieder vor die Augen und sieht mich an. »Du hast Glück, Schätzchen. Dir habe ich einen Wunsch erfüllt ... von der Spendiererin.« Das sagt Crazy Eyes mit einer großen Geste: weit ausgebreitete Arme, wie bei einem Zauber.

Ich blinzele. »Vom Spendierer? Oder der Spendiererin? Nicht vom Spender? Oder der Spenderin?«

»Das Wort war schon besetzt.«

Das Gefühl, das sich in mir breitmacht, ist keine Dankbarkeit, sondern Verärgerung. Diese Person hier hat unglaubliche magische Fähigkeiten? Na toll. Das gibt ihr immer noch nicht das Recht, sich in anderer Leute Leben einzumischen.

»Warum?«, will ich wissen. »Warum machen Sie das?«

»Ganz einfach«, sagt die Spendiererin und schnickt die Asche von ihrer Zigarette. Asche, die sich in der Luft in violetten Glitzer verwandelt, na klar. »Weil du dir etwas gewünscht hast, und mir war gerade danach.«

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich mir außerdem eine bessere Wohnung und einen cooleren Job gewünscht habe.«

Sie winkt ab. »Wohnungen und Jobs. Öde. Du hattest einen guten Wunsch. Warum beschwerst du dich jetzt? Ich hätte ja immerhin auch etwas ganz anderes wahr werden lassen können. Ich hätte dir wünschen können, dass sich dein Leben in einen Stummfilm verwandelt, und was dann? Immerhin würde ich mir jetzt nicht dein Blabla anhören müssen. Vielleicht habe ich doch einen Fehler gemacht.«

Meine Erwiderung bleibt mir im Hals stecken. Ist wohl am besten, wenn man nicht in die Hand beißt, die einem verzauberten violetten Glitzer entgegenwirft.

»Ich ...« Ich versuche, den Kopf zu schütteln, um etwas Klarheit zu bekommen. Einatmen. Ausatmen. »Gut. Aber ... was soll ich jetzt tun?«

Die Spendiererin bringt mich mit einem Zungenschmalzen und einem erhobenen Zeigefinger zum Schweigen. »Hör gut zu. Ich bin der Spendierer. Oder die Spendiererin. Ich bin nicht die Kapielerin. Ich bin auch nicht der Wünscheverteilungsplaner. Du lässt einfach deine romantische Komödie geschehen. Was sonst?« Ein ärgerlicher Blick trifft mich. »Ehrlich, man muss kein allwissendes geheimnisvolles Wesen sein, um das zu begreifen, und trotzdem erkläre ich dir das alles. Und jetzt ...« Die Spendiererin scheucht mich mit einer Handbewegung davon und greift nach der Kuhglocke.

Ich stolpere etwas widerwillig von der Brücke weg. Einerseits scheint mir einiges jetzt klarer, andererseits bin ich nur noch verwirrter als zuvor. Mir ist ein bisschen schwindelig. Das Unmögliche, das Reale und das Lächerliche verschmelzen. Irgendwo in dem ganzen Chaos ärgert mich eine kleine Sache ganz besonders: Der nächste Anna-Matthews-Roman wird für mich langweilig sein, weil ich ihn dann bereits gelebt habe. Und irgendwo in mir regt sich auch dieses nagende Gefühl, dass ich vielleicht doch noch ein paar Fragen stellen sollte.

»Warten Sie«, rufe ich und gehe zurück.

Aber da ist niemand mehr.

Dann höre ich ein lautes, schnaubendes Gelächter hinter einem Baum. Die Spendiererin tritt hervor, mit vor Lachen zuckenden Schultern, den Koffer und die Kuhglocke in den Händen.

»Du hättest mal dein Gesicht sehen sollen! Dieser Trick wird wirklich nie alt. Jedenfalls, ja. Ich akzeptiere Trinkgeld über die Cash App. Ta-ta, Schätzchen.«

...

Es ist kurz vor acht. Meine Wohnung umfasst ungefähr vierzig Quadratmeter anprobierter und verworfener Kleider, und ich drehe langsam komplett durch.

Auf meinem Weg nach Hause nach meinem Treffen mit der Spenderin – oder dem Spender – heute Nachmittag habe ich eine Textnachricht an Jack geschickt: »Ich werde da sein.«

Dann habe ich den Rest des Arbeitstages damit verbracht, »Wie hole ich verschickte Textnachrichten zurück« zu googeln.

Den ganzen Abend verbringe ich mit dem Treffen von Entscheidungen, dem Verwerfen von Entscheidungen, mit In-der-Wohnung-Herumtiggern und Vor-mich-hin-Murmeln, bis mir ganz übel ist.

Ich kann nicht auf dieses Date gehen. Das ist doch völlig verrückt.

Ich muss gehen. Wie viele Fans von Liebesromanen würden für eine solche Chance morden? Ich schulde es dem Genre. Den Fans. Der Welt.

Inzwischen habe ich jedes Kleidungsstück anprobiert, das ich besitze, und dazwischen immer wieder trotzig meine Jogginghosen angezogen.

Ich habe Anna Matthews' Instagram-Feed so oft aktualisiert, dass ich schon befürchte, ihn kaputt gemacht zu haben. Es gibt keine Updates, nichts, außer diesen verschlagen grinsenden Emojis und diesem höhnischen BLEIBT DRAN ...

»ICH BLEIBE JA DRAN«, habe ich irgendwann in mein Handy geschrien, jedenfalls erinnere ich mich dunkel daran. »ICH KÖNNTE GAR NICHT DRANNER SEIN!«

Eine Frage treibt mich um, während ich auf das Chaos aus Klamotten und Make-up um mich herum starre: Was passiert, wenn ich nicht hingehere? Läuft mir Jack dann trotzdem über den Weg? Werde ich alles

vermasseln, den Zorn des Spendierers auf mich ziehen und in ein Huhn verwandelt oder so? Wäre ein Leben als Huhn wirklich so schlimm?

Und was, wenn ich *doch* hingehe? Wie soll ich mich auf ein Date vorbereiten, das fiktional, aber auch real ist? Immer wieder: Was ziehe ich an? Soll ich mir noch schnell die Haare färben? Oder sie zumindest abschneiden? Die Heldin einer romantischen Komödie hat natürlich eine süße Frisur.

»AAAH!«, schreie ich mein Spiegelbild im Badezimmerspiegel an, als ich in einem seltenen Moment der Klarheit begreife, dass ich kurz davor stehe, mir eine dunkle Locke abzuschneiden. Ich schleudere die Schere ins Waschbecken und spritze mir kaltes Wasser ins Gesicht. Dann merke ich, dass ich leider schon geschminkt war. Jetzt muss ich das alles von vorn machen.

Also, das war's jetzt aber endgültig. Ich bleibe hier. Man kann wirklich nicht von mir erwarten, dass ich zweimal hintereinander Make-up auflege.

Ich lasse mich an der Badezimmerwand hinuntergleiten und denke gleichzeitig: Okay, Dramaqueen – ich bin wirklich die Hauptfigur in dieser Geschichte. Und dann, unten auf den Badezimmerkacheln, komme ich endlich zu Atem und denke richtig nach.

Normalerweise bringt mich ein Treffen mit einem Mann nicht so aus der Fassung. Aber ich habe Szenen wie diese schon gesehen. Freundinnen haben sich im Waschraum unseres Studentenwohnheims an meiner Schulter die Augen ausgeheult. Ich habe zweimal erfolglos versucht, Steph von der Ponyfransen-nach-der-Trennung-Klippe herunterzulocken, und danach musste ich lügen und ihr weismachen, dass diese Ponyfransen *absolut* zu ihrer Gesichtsform passten. Und dann sind da die ganzen Liebesratschläge von Mom – jeder eine nur notdürftig versteckte Warnung, zum Beispiel: *Such dir jemanden, der dir Blumen kauft oder Wenn du an deinem Hochzeitstag Zweifel hast, dann denk nicht weiter nach, lauf einfach weg.*

Wenn es eins gibt, das ich über die Liebe in der realen Welt weiß, dann, dass sie endet. Und zwar schlimm. Klar, am Anfang ist es ver-

mutlich immer schön. Aber dann? Es ist nicht nur, dass man danach wieder alleine ist. Alleinsein, das kenne ich; allein zu sein, ist nicht so schlimm. Aber wenn man die Erinnerung daran hat, wie es war, verliebt zu sein, wird aus Alleinsein Einsamkeit. Oder man bleibt mit jemandem zusammen, mit dem man sich auch einsam fühlt, was vermutlich noch viel schlimmer ist.

Aber, begreife ich plötzlich, das mit Jack ... kann so ja gar nicht enden. Es hat ein Ablaufdatum, einen Erzählbogen mit einem sicheren Ende. Mal angenommen, ich treffe mich heute mit Jack, lasse mich auf ihn ein und erlaube, dass sich die Geschichte entwickelt. All diese süßen Dinge, für die ich in meinen Lieblingsromanen immer so geschwärmt habe, würden mir passieren. Es wäre romantisch und vorhersehbar, und dann wäre es vorbei, ohne dass irgendein Schaden entstanden wäre. Im Grunde wie ein Liebes-Nikotinplaster, oder eine dreißigtägige Probezeit, für die ich meine Kreditkartendaten noch nicht eingeben muss.

Ich könnte alles erleben, nur einmal, damit ich dann damit durch bin. Damit ich dann weiß, wie es sich anfühlt.

Und mich nie mehr fragen muss, wie es wohl wäre, wenn.

Kurz entschlossen marschiere ich zum Spiegel, um mein Make-up noch einmal aufzulegen, bevor mich der Mut verlässt. Ich durchwühle meine Kleiderhaufen nach Jeans, einem Tanktop und meinem Lieblings-Oversize-Blazer. Die wichtigsten Dinge stopfe ich mir in die Blazertaschen, eine richtige Tasche oder einen Mantel nehme ich nicht mit. Ich zwinge mich, nicht weiter nachzudenken, und verlasse meine Wohnung ohne einen Blick zurück.

...

Halb glaube ich, dass auf den Stufen zur Bibliothek niemand wartet. Dass ich gleich da stehe, dumm und allein, peinlich berührt von meiner eigenen Naivität. Und dann springen Jack und der sogenannte Spendie-

rer und vielleicht ein Kamerateam aus ihrem Versteck und lachen sich tot darüber, wie bescheuert ich bin.

Aber schon, als ich um die Ecke biege, sehe ich, dass er da ist, genau, wie er es gesagt hat. Er steht gegen eine der Statuen vor dem Eingang gelehnt da, und sein Atem bildet Wölkchen in der kalten Luft. Als er mich entdeckt, winkt er, mehr nicht. Mein letzter Rest Zweifel verpufft, und eine Art leichtsinnige Aufgeregtheit überkommt mich.

»Na, wenn das mal nicht das Büchermädchen ist«, sagt er, als ich näher komme.

Ich lache überrascht auf. Wenn er wüsste.

Er umarmt mich kurz zur Begrüßung, und ich versuche wirklich, nicht an ihm zu riechen, aber ich kann nichts dagegen tun. Er riecht wie ... also, ich habe keine Ahnung, aber es riecht gut. Irgendwie würzig? Ein bisschen erdig? Plötzlich will ich unbedingt wissen, wie Anna Matthews den Geruch beschreiben würde. Ihre Romanhelden sind irgendwie immer von Düften wie *rauchige Zeder* oder *Sandelholz* oder *warmer Flanell* umgeben.

Ich reiße mich aus meinen eigenen Gedanken und löse mich von Jack, damit ich ihn nicht beschnüffele wie ein Hund. Ich muss cool sein. Das hier ist ein bisschen, als ginge man mit seinem Lieblingspromi aus und müsste dabei so tun, als hätte man noch nie etwas von ihm gehört.

»Wohin?«, frage ich so beiläufig, wie ich kann. »Sushi? Indisch? Irgendein schräger Imbiss, in dem man hausgemachte Corndogs bekommt?«

In seinen Augen glitzert es verschmitzt, und er greift hinter die Statue, um etwas hervorzuholen.

»Sehr verlockend«, sagt er. »Aber ich habe eine bessere Idee.«

»Gibt es eine bessere Idee als hausgemachte Corndogs?«

Er grinst wieder dieses schiefe Lächeln und hält einen altmodischen Picknickkorb in die Höhe. Geflochtene Weide und rot kariertes Stoff und so.

»Lust auf ein kleines Abenteuer?«

Oh, der ist wirklich gut.

»Immer«, sage ich.

Er neigt den Kopf und geht die Stufen hinauf zur dunklen Bibliothek. Zur dunklen, außerhalb der Öffnungszeiten geschlossenen Bibliothek. Langsam frage ich mich, ob er hier der Verblendete ist, aber dann zieht er die Gittertür ohne jede Mühe auf und klopft einen Rhythmus auf die Glasscheibe der inneren Tür.

»Ich kenne da jemanden«, sagt er und lächelt mich verschmitzt an. Und tatsächlich, die Tür öffnet sich mit einem leisen Ächzen. Ein drahtiger, grauhaariger Mann mit einem wissenden Lächeln und einem Ausweis der Boston Public Library um den Hals steht vor uns.

»Danke, Mann.« Jack schlägt dem Mann freundlich auf die Schulter. Ich frage mich wirklich, wie oft man in der Bibliothek gewesen sein muss, bis man einen Freund unter den Angestellten hat. Oder ist er heimlich ein Fantastilliardär? Befinden wir uns gerade in einem von diesen Büchern?

Der Bibliotheksmann schließt hinter uns ab, und ich schaue mich ehrfürchtig im großen Eingangsbereich um, in dem es jetzt dunkel und still wie in einem Mausoleum ist.

Zu dieser Uhrzeit war ich noch nie hier. Jack stellt sich neben mich.

»Es ist so wahnsinnig schön hier«, seufze ich. »Wie eine Kirche für Leute, die Bücher lieben.«

»Mhm.« Ich spüre sein zustimmendes Brummen wie einen Lufthauch auf meiner Haut. »Ich hatte nie viel für die Leute in der Kirche übrig.«

»Das geht mir anders. Als ich so zehn war, gab es keinen Messdiener, den ich nicht toll fand.«

Er lächelt und rempelt mich spielerisch mit der Schulter an, dann geht er vor ins Innere der Bibliothek.

Wenn ich zu diesem Zeitpunkt noch glauben würde, dass dies hier real wäre, würde mich der Anblick des Innenhofes endgültig eines Besseren belehren. Ein Bistrotisch und Stühle sind dort aufgebaut, in der Mitte des Tisches flackert eine Kerze, daneben steht ein kleines Heiz-